

# Vier Rätsel um Prinzessin Turandot

Das Bonner Schauspiel eröffnete mit Gozzi-Schillers tragikomischem Märchen

Wenn Prinz Kalaf die drei Rätsel der Prinzessin Turandot gelöst hat, ist eigentlich das Stück zu Ende, denn nun müßte sie sich ihm zum Gemahl geben. Zum Erstaunen aller, auch des kaiserlichen Vaters, weigert sie sich, und zu noch größerem Erstaunen kommt Kalaf ihr dabei entgegen, indem er ihr die Chance gibt, seinen Namen zu erraten. Kann sie das, so soll sie wieder frei werden. Turandot ordnet eine Gehirnwäsche aller um den Namen Wissenden an, und die Sklavin Adelma bringt ihn an den Tag. Der Prinz, betrogen, will sich entleiben, doch — o Wunder! — die Prinzessin hält ihn davon zurück, denn plötzlich ist sie in Liebe entflammt.

Turandot — Welch' ein Charakter! Ist sie ein Blaustrumpf? Eine frühe Frauenrechtlerin? Und Prinz Kalaf? Ein genialer Rätsellöser mit Minderwertigkeitskomplexen? Obwohl man sich vorgenommen hat, die dumme Psychoanalyse beiseite zu lassen, taucht die Frage auf, was uns die Tragikomödie noch zu sagen habe, diese Chinoiserie aus dem Arsenal der Commedia dell'arte mit aufgesetztem Schillerschem Pathos. Dabei stellt sich heraus, daß gerade diese Mischung dem Dichter zu einer ungewöhnlichen Farbigkeit verholfen hat, die ihn liebenswürdiger, verspielter macht. Zumal dann, wenn die Realisierung auf der Bühne mit verdichtender Phantasie nachhilft, wie es in Bonn geschah. Und wenn sie es versteht, die vielen Erkennungsszenen zu magischen Orten zu machen.

Der Regisseur Walter Krilla besitzt den Stab des Prospero. Er bedient sich seiner als Chef d'Orchestre. Hin und wieder läßt er ihn sinken, um ihn einem der Darsteller in die Hand zu geben, und dann ist dieser genau im Ziel. So erhebt sich die Aufführung zu einem Niveau, das die einzelnen Faktoren überhöht. In dem pastellartig getönten Bühnenbild Walter Gondolfs erwächst vor dem Hintergrund sparsamer Zweckgeräusche und Töne das Märchen. Die Durchdringung des chinesischen Zeremoniells mit dem Mimus der Commedia erzeugt eine fast gespenstische Atmosphäre, die sich aber durch die hinter den venezianischen Masken verborgene menschliche Güte in Ironie auflöst.

Die Turandot gibt Marietheres Angerpointner mit betonter Kühle, sich steigernd bis zum Haßausbruch im Diskantton. Kalaf ist Friedrich Haupt, ein Märchenprinz mit verborgenem Feuer und vor Staunen funkeln den Augen. Der Kaiser Altoum, wandelnder und klingelnder Goldwanst mit einem sympathischen Ausbruch von Mißlaune, steht endlich dem König Timur

(Walter Guberth), der rosamehlstaubfarbig aus der Versenkung auftaucht, gegenüber. Elisabeth Gruber bewältigt sicher den schwierigen Part der aus Liebe verräterischen Adelma. Das Sklavenehepaar Skirina und Barak quält sich virtuos, Mitleid herausfordernd, durchs Stück. Bleibt das maskenbewehrte Quartett der hohen kaiserlichen Funktionäre im Gozzikostüm, wispernd, echomachend, einflüsternd, pfiffig und albern (die ausgezeichneten Herren Flatow, Rober, Schroers und Weiß). Schillers Sprache, zuweilen wohl bewußt unterbetont und beschleunigt, vertrüge, zumal wegen der nicht überzeugenden Akustik, noch Pflege (so wie französische Theater es für jeden Autor tun).

Hans Schaarwächter